nfang acht Seiten

Einzelbezug: 10 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5 Fernsprecher Amt Wilmersdorf 3524 / Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle: Berlin W 35, Potsdamerstr. 111 / Amt VI 3444

Herausgeber und Schriftleiter: HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,25 Mark / Halbjahresbezug 2,50 Mark / Jahresbezug 5,00 Mark / bei freier Zustellung / Insertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

HRGANG 1910 BERLIN / DONNERSTAG DEN 4. AUGUST 1910 / WIEN NUMMER 23



Zeichnung von Samuel Fridolin

L'amour à l'allemande

Von Rudolf Blümner

Im Cabaret Aristide Bruant auf Montmartre kann man ein Lied von erfrischend witziger Unanständigkeit hören: Conférence sur l'amour par Jane Granier devant Guillaume II. Im Teutonischen läßt es sich nicht bloß der unübersetzbaren gallischen Zoten wegen nicht wiedergeben, sondern vor allem deshalb, weil sich in Deutschland (dem Land der offiziellen Sexualverneinung) an die Wiedergabe des Textes Beschlagnahme, Anklage, Geldstrafe, Gefängnis und andere verwerfliche Einmischungen der Obrigkeit knüpfen würden. Ich begnüge mich, zu erzählen, daß der Verfasser der Conférence sur l'amour devant Guillaume II. durch den Mund einer Dame die Deutschen wegen ihrer homosexuellen Neigungen verhöhnt und ihnen einiges Wesentliche über die normale Geschlechtsvereinigung in Erinnerung bringt, das ihm in Deutschland in Vergessenheit geraten scheint. Denn in Frankreich ist die Ansicht von einer allgemeinen deutschen männlichen Homosexualität verbreitet. Der französische Homosexuelle macht sich gern an die Deutschen heran, klopft ihnen, Verständnis erwartend, auf den ci-devant Rücken und kleidet seinen Wunsch in die allessagenden Worte: „Sie spreken deutsch?" Und „faire l'amour à l'allemande" heißt: sich homosexuell betätigen, „le vice allemand" ist die Homosexualität unter Männern. So weit sind wir.

Solche, die sich darüber ärgern, mögen sich zunächst bei Maximilian Harden bedanken. Nicht, weil er die Deutschen in einen unverdienten schlechten Ruf gebracht, sondern weil er einen wirklich bei uns bestehenden Abusus ausposaunt hat. Man merke sich in Deutschland, daß der Prozentsatz der französischen männlichen Homosexuellen dem in Deutschland nicht annähernd gleichkommt, daß aber das „deutsche Laster" bei uns sich immer mehr verbreitet. Man merke sich das in Deutschland! Es wird wohl eine Ursache haben. Das humanitäre Comité mag in seinem Sinne ruhig weiter arbeiten, aber nicht vergessen, daß die Wurzel des Uebels zu treffen ist. In der Tat: les affaires de l'amour vont mal en Allemagne.

Was hat man in Deutschland davon, daß man sexuell normal zur Welt gebracht wurde? Es ist bei uns wirklich zum Homosexuellwerden. Dieses kinderreichste, aber zur Liebe talentloseste Land erkennt offiziell die Existenz der Geschlechter nicht an. Alle Kräfte dieses Landes haben sich vereinigt, den natürlichen Grad der erotischen Hemmungen zu steigern, bis das gepeinigte Individuum pervertiert. In diesem Lande ist die verfolgte Perversität ein Produkt der erotischen Talentlosigkeit.

Deutschland, Deutschland über alles: Ein Land, dessen Gesetzgebung jeden außerehelichen Geschlechtsverkehr mit dem pfäffisch gemeinen Wort Unzucht brandmarkt. Ein Land, dessen oberster Gerichtshof die im höchsten Sinne sittliche Ehe, die sogenannte wilde Ehe, für unsittlich erklärt. Ein Land, das zwar so wenig wie irgend eines den Segen der „Prostitution" entbehren kann, die „Prostituierten" aber nicht als Wohltäter der Menschheit anerkennt, sondern von Haus zu Haus jagt. Ein Land, in dem ein Mädchen, das ein Verhältnis hat, mit gesellschaftlicher Verachtung bestraft, und ein Mädchen, das ein Kind bekommt, verstoßen wird. Ein Land, in dem Kirche und Polizei, Gesetzgeber und Richter, ja sogar die Schauspieler, vertreten durch ihre Genossenschaft und ihr Rechtsschutzbureau, mit der Leidenschaft geistiger „Voyeurs" und der Gehässigkeit der Vagina-Neider Jagd auf den außerehelichen Beischlaf machen. Ein Land, dessen Hoteliers, Portiers, Haus- und Zimmervermieter die Geschlechtslosigkeit aller unverheirateten Personen anordnen. Ein Land, dessen Männer sich für berechtigt halten, die Mädchen, mit denen sie sich zu Bette legen, für geringer als Ihresgleichen zu achten. Ein Land, in dem durch jede erdenkliche erzieherische und gesellschaftliche Entfremdung zwischen Männern und Frauen zur Onanie erzogen wird. Ein Land, das durch Gesetze und gesellschaftliche Brutalität seine Mädchen so ängstigt, daß neunzig Prozent (hauptsächlich in den sogenannten besseren und höheren Kreisen) einer oft durch die Ehe kaum zu beseitigenden Onanie verfallen sind. Ein Land, in dem jedes Kind als verdiente Strafe für sündigen Geschlechtsverkehr willig hingenommen und die Abtreibung barbarisch bedroht, verfolgt und bestraft wird. Ein Land, in welchem Eltern, die ihre Tochter oder ihren Sohn mit ihrem Verlobten schlafen lassen, zu Kupplern werden. Ein Land, in dem die Sinnlichkeit der Frauen für Hysterie und Geistesgestörtheit erklärt wird. Ein Land, das durch die Größe seiner sexuellen Lügnerei und Heuchelei Mädchen und Frauen zu jener erkaltenden Rücksichtslosigkeit und Unliebenswürdigkeit gegen die Männer zwingt, die von der Riesenschar unserer beliebten Familienschriftsteller und Afterpoeten als „zarte Keuschheit" gelobt und besungen wird — — — das ist jenes offiziell-antierotische Deutschland, das im Kinderkriegen an der Spitze der Völker marschiert, wo es aber doch keine Lust ist, zu lieben. Um die bei unserem Volke offenbar mehr als irgendwo gefährdete Sittlichkeit zu schützen, verfolgt man die außereheliche Liebe und züchtet, unterstützt von den deutschen Frauen, le vice allemand, das deutsche Laster. Es ist wirklich zum homosexuell werden.

Or, on se trompe un peu à Paris. Mais, quand même, c'est une chose bien triste que l'amour en Allemagne.

Der Freund

Von Adolf Lantz

Langsam durchwanderte Amelius die altertümlichen verschwiegenen Gassen. Als er nun hinaustrat in den Anblick des nachttrunkenen Platzes, aus dessen Schatten und ungewissen Lichtern die alte Kirche der Minoriten dumpf und feierlich zum Himmel empordunkelte, stand er betroffen, gebändigt durch eine innere Beziehung zu dem, was ihn umgab. Im Flackerlicht einer Sekunde erlebte er eine Erkenntnis, die ihn bezwang. Weit mehr als je auf Gräbern, spürte er hier im tiefsten Wesen den Inbegriff des Vergleitens. Aus wirkenden Formen der Vergangenheit bebte deren Seele; er fühlte, wie er sie empfing. Eine Sekunde lang. Dann wars vorbei, in ihm verglitten, ein zuckender Funken am nachtdunklen Horizont, der aufleuchtend verlosch. Alle Denkkraft ließ nicht zur Gegenwart werden, was er gesehen hatte. Vergangenes tauchte auf als Bild und Zukünftiges, die ganze Regelmäßigkeit der Erscheinungen, aber alle Gegenwart jener Erkenntnis blieb entschwunden.

Eine bange Leere, das Gefühl einer einzigen Einsamkeit überwältigte ihn. Niemand gab es mehr in dieser Stadt, der ihm nahe war, kein Wesen besaß er, von dem ein Teil jener Kräfte auf ihn überströmen konnte, die beruhigen und wärmen, und die Wucht der Lebensgeißel, einsam zu sein unter Einsamen, für Stunden und Tage hinwegtäuschen oder mildern.

Irgendwo weit draußen enteilte der Zug, mit jedem Atom von Zeit ferner und ferner, unerreichbar seiner Stimme, seinen Augen. Der Einzige und Letzte, an dem er gehangen, mit dem er gemeinsam die Ereignisse seines Daseins erlebt und genossen hatte, der war nun fort. Dies war alles aus; nicht mehr werden sie zusammen die altertümlichen Gassen der Stadt nächtlicher Weile durchschlendern, nicht mehr wird eine sanfte, seltsam bewegte Stimme neue Dinge künden und kluge Worte sagen, eine prunkvolle Phantasie tausend Farben in die Welt zaubern, eine tolle, kraftvolle Laune Funkengarben entzünden, die Feste des Lebens zu beleuchten und alles, was jenseits liegt dem regelmäßigen Pulsschlag. In einer anderen Zeit lebt nun jener, denn er ist zu einem anderen Volk, in einer anderen Stadt, zu anderen, grundverschiedenen Möglichkeiten von Ereignissen. Und das muß sie am meisten trennen, diese Art der Daseinsführung, die nicht mehr die gleiche sein kann, die sich nicht mehr in den gleichen Formen abspielt. Sie sind tot für einander: das heißt Entferntsein. Was sind geschriebene Worte, wenn die Stimme nicht tönt, und aus ihr der Klang und der Rhythmus der Seele, wenn die Augen nicht alle Abgründe und Tiefen deuten? Nicht für die Gedanken, doch für das lebendige Leben, das über jede einzelne Sekunde hinwegkommen muß, ob mühsam und schleppend oder tanzend und fliegend, war jener von nun an tot, und Amelius tot auch jenem.

Der aber wird es nicht sonderlich fühlen. Die neue Umgebung wird Besitz ergreifen von ihm, ein Taumel wird ihn erfassen. Nicht einsam wird er sich morgen dünken, niemals einer bangen Leere wehrlose Beute sein tagaus, tagein, fort und fort. Denn jenem wechselt Lust und Leid, da er die Kraft hat, sich selbst Fröhlichkeit zu erwecken und sie zu verbreiten.

Amelius aber wird warten.

Er kam sich plötzlich ohne Zusammenhang vor mit der Welt, ohne jede richtige Beziehung zum Leben. Eine Leere gähnte in ihm, er wußte nicht, was sie bedeutete, er empfand nur, daß sie sich auftat, als der Zug aus der Halle fuhr, und sich immer tiefer in ihn hinabgewühlt hatte, am Wege durch die leeren Gassen. Als wäre jener seine Lebensfreude gewesen, seine Möglichkeit zu genießen, sein körperlicher Anteil am Dasein! Dunkel und verhüllt tauchten mit einem Mal die Hintergründe auf am Bild seiner Freundschaft. Ein Schauder überlief ihn vor dumpfen Erscheinungen, die er sah.

Von der Turmuhr schlug es zwölf. Düster dunkelte die alte Kirche der Minoriten zum wolkenfinsteren Himmel empor. Müde Ruhe umhüllte dichter die verborgenen Wunder versunkener Jahrhunderte. An mächtigen, kunstvollen Portalen, ihren versteinten Gestalten, vielverschnörkelten Zierraten und Gebilden, den hochgewölbten verschlossenen Eingängen menschenleerer Paläste, an schlafenden, verträumten Gassen und Giebeln vorbei, glitten Erinnerungen. Eine schwelgende Stille, als hielten alle Geräusche des Lebens den Atem an, geheime Zwiesprache zu erlauschen von tiefgründigen Wassern, in marmornen Brunnen gefangen, mit verwitterten Gestein, gebeterfüllten Lüften, verrosteten Kreuzen und zeitzerfressenen heiligen Zeichen. Das Schweigen erhöhend, umschwebte das dunkle Gemäuer ein Rauschen, als suchten ins Unendliche entflohene Orgelakkorde sich wiederzufinden, durch hohe Spitzbogenfenster, Mauerritzen und Turmluken ins Innere des Doms zu dringen. Die Luft trug die Schwere der Stimmung, leichte Schauer verströmten in ihr. Aus unheimlichem Winkelwerk verwitterter Steinquadern löste es sich ab, ein unförmiger Klumpen, lautlos und langsam, bewegte sich auf Amelius zu, stand nun nahe vor ihm.

„Sie kennen mich. — Tobias Bols. — Sie erinnern sich: vorgestern auf dem Ball."

Amelius sieht den kleinen Raum an der Seite des Saales. Weiche, sammetüberzogene Fauteuils, zierliche, vergoldete Rokokotischchen. Darauf hohe Champagnergläser. Auf schlankem dreifüßigen Gestell Eiskübel, die goldenen Hälse der Flaschen leuchten. Durch portierenumsäumten, schmalen Eingang Blick in den lärmenden Saal: Strahlende Lichter blenden, Paare gleiten vorüber, der Duft feiner Parfüms strömt herein. Schwelgende Klänge schweben gedämpfter, verstecken sich in den Falten der Portiere, ertrinken in Champagnerperlen. Heiß weht der Atem des Festes. Ein unendlicher Rhythmus von Leben und Fröhlichkeit, Spiel und Flammen, Neigungen und Leidenschaften. Die Seele fließt hinüber in den Reigen, schwingt jubelnd mit. Nach Lust und Verzückung verlangt der Körper. — Ruhig, ruhig! — Die Augen schließen, sich zurücklehnen! Hinab mit der Seele, hinab mit den Wünschen! — Amelius kann nicht tanzen. Sein Körper ist zu feig, oder zu gelassen und träge.

Gegenüber in der Ecke hockt ein verwachsener, höckeriger Mensch. Sein Gesicht ist abstoßend, eine Grimasse ohne Inhalt. Seine Augen stieren in das Licht draußen, als wollten sie es trinken. Ein junger Mann eilt herein, erhitzt, ein seidenes Taschentuch in der Hand. Schwer hängen weiche, dunkle Locken in eine offene Stirn. Schlank und kraftvoll ist die Gestalt, der Mund herb, die Züge stark und entschieden. Der Krüppel füllt rasch und dienstfertig ein Glas und reicht es jenem, der es hastig leert, wieder in den Saal stürzt; oft gleitet sein Schatten draußen vorbei, verschlungen im Tanz mit schönen Frauen.

Jetzt sind sie wieder allein, Amelius und der Krüppel. Irgendeine Beobachtung bringt den drüben zum Sprechen. Ein Gespräch entsteht. Sie werden bekannt. — Tobias Bols. — Amelius. — Beide warten. Jeder auf seinen Freund. Von Zeit zu Zeit in den Pausen kommt Besuch. Am Arm begehrender Frauen, erhitzt und dem Rausch des Festes hingegeben, der Freund des Krüppels. Er kommt nur, um Champagner zu kredenzen und selbst zu trinken. Eine Flasche nach der andern wird leer. — Amelius freut sich beim Anblick jenes Menschen. Er neidet ihm den Reichtum der Natur, das Sieghafte seines Wesens. Ein körperlicher Schmerz erfaßt ihn vor dem Krüppel. Wie ein schartiges Messer reißt seine krächzende Stimme Wunden in die Seele.

Merkwürdig, wie? — Zwölf Uhr, Minoritenplatz. Unvermutet, das Zusammentreffen. Herrlich hier, wie? Absolutes Mittelalter. Stehe schon lange da, länger als Sie. Ebenfalls Liebhaber dieser Stimmung. Aber allein. Sie haben mich gestört, ich will es nicht leugnen. Peinlich, sehr peinlich. Wollte warten, bis Sie weiter gehen. Verlor die Geduld, trat näher, erkannte Sie sofort. — Es ist kalt, finden Sie nicht? Zu mindest kühl. Ich friere, Sie nicht, wie?"

Kratzend und abstoßend klingt es, fieberhaft und erregt. Amelius spürt ein unheimliches Schaudern. Sein Kopf schmerzt, eine bange Unsicherheit befällt ihn:

„Ganz geheimnisvoll ist dieser Platz," sagte er. „Wie ein Traum, dem Antwort wird."

„Zu Zeiten, Herr, zu Zeiten. — Es kommt darauf an, wie Sie gestimmt sind. Ich kenne das: Einbildung, zitternde Feigheit oder perverse Brunst der Phantasie. Da irgendwo in einem Winkel habe ich einmal betrunken gelegen. Eine Entweihung, wie? Unsinn! Aber ein widerlicher Zustand für andere. Man ist ohne Zusammenhang mit so einem, als wärs ein Geisteskranker. Und doch, die leichte Trunkenheit ist zu wünschen. Ein vortreffliches Gefühl, sage ich. Man wächst, man vergißt, man dünkt sich. Mehr Fähigkeiten wachen auf. Bettlern klimpern die letzten Kupfermünzen wie Gold, sie wollen vergeuden! Mißgestaltete Körper, klappernde Gerippe wollen sich verschwenden. Man muß sich verschwenden von Zeit zu Zeit, wenn man teilhaftig werden will des großen Lebens! Verstehen Sie? Bestürmen muß man den Genuß, bis er niederschlägt. Bestürmen, nicht bekriechen! Zusammenbrechen unter Jauchzen, in die Kniee vor der Gewalt der Genüsse! Dann hat man gelebt! Haben Sie gelebt, Herr, wie? Sie haben es nicht! Ich fühl' das! Warum schweigen Sie? Beliebt es Ihnen, über mich zu lächeln? Weil ich verwachsen bin, eine mißlungene Kreatur und Ihnen vom Leben

zähle, wie? Ich kann Sie belehren, es reizt mich, e zu belehren, eben weil Sie glauben, daß mein rfluchtes, abscheuliches Skelett, die gelbe, blatterirbige Haut über der verknöcherten Fratze mich rhindert hat, zu genießen, was nur immer enschenmöglich ist.

Geschwelgt habe ich! In allen Zärtlichkeiten r Frauen geschwelgt. Kennen Sie die Lusthäuser eser Stadt? Sie finden sie herrlich, wie? Katambben sind sie! Moderdumpfe, finstere Katambben, gegen jene voll Pracht und Prunk, durch e ich mich gewälzt habe. Lernen Sie die erst ennen! Halten Sie mich nicht für betrunken! Ich ibe nichts in mir als zwei Flaschen Sekt. Das ingt in Laune, nichts weiter. Aber Sie dauern ich in Ihrer Jugend. Ich bedauere Sie von ganzem erzen. Was suchen Sie um diese Zeit auf der raße? Es ist die Zeit des Genusses. Warum verhleppen Sie ihre Zeit? Auf dem Balle habe ich e beobachtet. Was Sie für Augen haben! Zum eufel! Gierige, nie gesättigte, mutlose Augen! e sind nicht blind, diese Augen. Sie sehen, daß e Welt in Flammen steht. Sie selbst wissen es, ß alles herumrast im heißen Brand! Warum belten Sie denn Ihre Kleider an, wie —"

Amelius steht wie betäubt, wortlos. Als sähe nichts mehr außer dem schwarzen Punkt vor ch, aus dem es mit krächzenden, harten Lauten fkreischt.

„Warum sind Sie verstummt? Peitscht Sie die ucht meiner Worte, wie? Schreit Ihnen das Leben ine Anklage zu, weil Sie es erbärmlich verhleppen? Was ist das für eine Art, sich an einen eund zu hängen und zuzusehen, wie er tanzt, einer Ecke zu sitzen und schluchzend zu lauern? arum gehen Sie auf Feste, wenn Sie nicht tanzen nnen? Andere Orte gibts für solche, dort ist ttigung für gleiches Geld, und gleiche Zeit, Sättiing aller Wünsche. Kaskaden der Lust, die hinreißen in die Tiefen! Man muß sich verschwenn! Der Wille dazu liegt in uns! Der belügt ch, wer sich's leugnet! Wo ist er denn jetzt, r Freund? Welche Orgien feiert er, von denen Sie chts ahnen? Es geht mich nichts an! Ich habe cht zu fragen, wie? Es ist eine Frechheit, sich zu benehmen! Zum Teufel, ich habe Lust, so sein! Hindern Sie mich, verbieten Sie, werden grob! Ich frage doch! Denn es paßt mir. chts wird mich in meiner Rede unterbrechen. Zerirscht will ich Sie sehen, kläglich überwiesen, s Leben zu schwänzen, Sie, der Sie zu lächeln beben über mich! Ist er krank, Ihr Freund? Zu tt gegangen, müde von der Arbeit, der Aermste? ler gestorben, wie?"

„Er ist tot," hauchte Amelius. Es schien ihm, hätte er es unhörbar gesagt, ganz leise, als tten sich die Laute über die Lippen gestohlen. m krächzenden Menschen wollte er keine Antrt geben, loskommen wollte er, fort aus seiner he, fort von diesem Platz.

„Wie — tot?" — ächzte es zu ihm auf. Ein hnender Laut glitt wie aus einem zerrissenen Inrn. Auch Ihr Freund starb? Zwang mich das zu en? Verzeihen Sie! Ich bereue, Herr! Eine flische Lust sitzt in mir, Erkenntnisse zu verhen. Nicht alles war vorhin mir Ernst. Nur nches. Ich möchte gut machen, was ich tat. r stehen anders zu einander, als ich dachte. Lassen sich erklären! Gehen Sie noch nicht fort! iben Sie! Ein paar Worte. Vielleicht auch mehr. Freund ist tot. Ein Gemeinsames verbindet . Das allein berechtigt, daß ich zu Ihnen rede, h offenbare — wie keinem sonst: denn auch in Freund ist gestorben."

„Ist er verreist?" fragte Amelius leise und selt- berührt. „Ist er in einer anderen Zeit, zu einem leren Volk, in anderen Ländern?"

„Nicht so," entgegnete es fast keuchend,. „Er gestorben. Schon beginnt der Körper zu versen, der so viel geliebt wurde. Die Leiche sieht ärmlich aus. Verzerrt sind die Züge, die Augen sern und ohne Inhalt."

„Wer ist tot?" fragt Amelius tonlos und sieht der den kleinen Raum von vorgestern an der e des Saales. Ein junger Mann eilt herein, ert, ein seidenes Taschentuch in der Hand. Schwer gen weiche, dunkle Locken in eine offene Stirn. lank und kraftvoll ist die Gestalt, der Mund b, die Züge stark und entschieden. Er trinkt, wieder in den Glanz des Festes. Oft fliegt sein Schatten draußen vorbei, verschlungen im Tanz mit schönen Frauen.

„Mein Freund ist tot," krächzt der Krüppel eindringlich und langsam. „Der Ihnen so sehr gefallen hat, den Sie beneidet haben um die Macht seiner Persönlichkeit."

„Wie, der?" Amelius ist entsetzt, aufgewühlt, fassungslos. „Es ist unmöglich ! Der starb nicht!"

„Doch!" tönt es mit schneidender Stimme zurück. „So sicher tot, wie ich vor einer Stunde die letzten Flaschen Champagner getrunken habe für dieses Leben! Denn ich gedenke nicht mehr zu trinken, auch nicht mehr auf Feste zu gehen. Vorbei!"

„Woran starb er?"

„Er starb sehr plötzlich. Gestern abends, nach dem Nachtmahl, in meiner Wohnung. Ich war dabei, ich ganz allein. Ein Kampf weniger Sekunden. Dann lag er da, starr, in sich verkrümmt, die Augen verdreht. Ich ging fort, schloß die Wohnung ab. Vielleicht wollte ich einen Arzt holen oder die Anzeige machen. Ich weiß es nicht mehr."

Ein großes Mitleid quoll in Amelius auf. Sanft und wie tröstend sagte er: „Ich begreife ganz Ihren Schmerz. Ich beklage Sie tief —"

„Gar nichts begreifen Sie!" schrie jener auf. „Sie glauben am Ende, daß ich vorhin wahr sprach, meine Ueberzeugung, meine Erkenntnis des Lebens! Daß ich so erbärmliche Dinge genoß! So werden sie nicht errungen, die herrlichen Genüsse dieses herrlichen Daseins. Nicht in Bordellen sind sie zu haben. Dort ist Betrug, der ärgste Betrug! Den Kern des Lebens verhüllt man uns mit selbstbezahltem Betrug! Ehrenbeleidigungen, die nie zu sühnen sind: und wir kaufen sie! Vorspiegelung der Echtheit, blasse, farblose Visionen einer möglichen Wirklichkeit mit jäher Ernüchterung und Verzweiflung. Die Paradiese des Daseins sind nicht die köstlichen Oasen in jeder Wüste: nur Fata Morgana, in deren Anblick man verdurstet. Mit dem Blut meiner Seele habe ich erkannt. Zerknirscht lag ich in meiner Erbärmlichkeit. Ich ahnte die Wunder des Lebens, seine Trunkenheiten und Rasereien, die Verzückungen der Liebe, die Qualen der Eifersucht, jede Freude, jedes Leid, die großen Aeußerungen des Daseins. Alles habe ich mir verschafft. Versunkenheit in tiefsten Leidenschaften und Schwelgen in ihrer Ueberwindung. Was begreifen Sie davon? Gar nichts! Was wissen Sie denn? Habe ich Ihnen erzählt, habe ich irgend jemandem, Stümper oder Genie, Dilettant oder Meister, geoffenbart, was jener mir war, der gestern starb? Ahnen Sie auch nur, was wir gemeinsam geschaut, wie wir Schicksale gelenkt, ihren Lauf revolutioniert haben, wir, wahre Napoleone des Lebens!

Diese wundervollen Tage und Nächte am Meer mit der Fürstin! — Alle Pracht hatte sie verlassen, alles aufgegeben. Namen und Ehre, Gatten und Kinder, nur um uns zu folgen, ihm, den sie liebte. Unter tausend Qualen starb sie: denn sie mußte sehen, wie das Meer die Frauen vor seine Füße spülte, wie er sie lächelnd nahm und dann wieder fallen ließ, zurück in die Flut. Denn wo nur Schätze sich boten, griff er zu.

Alles habe ich miterlebt, mitgenossen. Arm war er, als ich ihn fand, hilflos, ein Verhungernder. Ich machte ihn reich. So viel er brauchte, erhielt er von mir. Nichts forderte ich als Dank, nur daß er erzähle! Alles hat er mir sagen müssen. Wie kein Dichter verstand er zu schildern, was er erlebte, was ihn durchwühlte, stachelte, berauschte. Die Schauer der Ereignisse fühlte ich am eigenen Leib, gepackt, überwältigt, mitgerissen, nicht mehr ich: ganz er, ganz er!"

Und jenes Höchste, in dem wir geschwelgt haben, jene göttlichen Tage, als seine Leidenschaft in gleichem Verlangen entbrannt war zu zweien, die sich ihm gaben. Jede voll Angst, ihn zu verlieren, eine unwissend der andern. Diese herrliche Lust von Hast und Aufregung, Furcht vor Entdeckung, Verschwendung der Kräfte bis zur Erschöpfung. Wir wurden krank und entflohen der Stadt. Nach wenigen Tagen war er gesünder denn zuvor. Ich selbst erholte mich langsam. Meine Nerven zuckten im Krampf, meine Sinne waren verworren. Alles tanzte, Bäume und Berge atmeten schwer. Wie fühlte ich, daß ich gelebt hatte, wie sah ich in die Welt, die ich mir tanzen gemacht hatte, wie war sie mein, diese Welt, wie habe ich sie genossen — durch ihn! — Begreifen Sie jetzt? Können Sie verstehen? Hineingefressen, hineingesogen habe ich mich in seine Seele und in seinen Körper, den Körper eines Herrn über alle Lüste, eines Herrschers, dem sich das Leben beugt!"

Amelius stand entgeistert. Träumte er oder war es Wirklichkeit, was er vernahm? Dann mußte sie sich greifen lassen, diese Wirklichkeit. Er streckte seine Hand aus nach der Gestalt.

Die aber wich zurück, als fließe sie mit den Schatten des Platzes zusammen: „Berühren Sie mich nicht! Es könnte eine Kraft von Ihnen überströmen, die meine Entschlüsse störte. Vielleicht sind Sie nicht der, für den ich Sie halte, vielleicht einer, der selbst zu leben imstande ist, nicht nur durch einen andern, an den er sich verliert. Würde aber meine Zunge die Worte finden, mich Ihnen zu offenbaren, wenn wir nicht tiefinnere Beziehungen zu einander hätten? Würden sich sonst diese Lippen öffnen, Ihnen zu beichten? Denn es ist eine Beichte. Als letzten Genuß nehme ich sie hin. Noch einmal habe ich gespürt, daß ich lebte. Ich bin wieder ruhig. Ich spreche ganz gelassen, ohne Erregung, wie? Ich fühle nichts mehr, es ist wieder kalt in mir. Als wärs eine fremde Angelegenheit. Oder eine Selbstverständlichkeit. Mein Vermögen haben wir verbraucht, das letzte verschlang vorgestern das Fest. Ein paar Münzen blieben. Ich habe sie vorhin vertrunken. Vernünftig, wie? Wir wären also beide arm, bettelarm, hätten nichts mehr zu erwarten. Ich hatte Millionen vorgetäuscht. Unerschöpflich mußte er mich wähnen. Vom ersten Tag an habe ich jedes Bedenken über Geld abgeschnitten, den Schein zu wahren. Er ahnte nichts: der letzte Rest zerfloß.

Gestern habe ich ihn vergiftet. Es war ein rascher Tod, ein paar Sekunden. Er sank wortlos zusammen, im Krampf, ohne Besinnung. Ich allein war dabei. Sicher ein leichter Tod. Ich habe mich davon überzeugt, daß es ein leichter Tod ist, durch dieses Gift zu sterben. Gehen Sie endlich schlafen! Gute Nacht!"

Amelius schrak auf. Ein Frösteln lief über die Haut. Sein Inneres fror. Wie abgestorben schien ihm sein Körper.

Leer lag der Platz und düster. Im Dunkel verwitterter Mauern schwand es wie ein Schatten.

Versöhnung

Es wird ein großer Stern in meinen Schoß fallen...
Wir wollen wachen die Nacht,

In den Sprachen beten
Die wie Harfen eingeschnitten sind.

Wir wollen uns versöhnen die Nacht —
So viel Gott strömt über.

Kinder sind unsere Herzen,
Die möchten ruhen müdesüß.

Und unsere Lippen wollen sich küssen,
Was zagst du?

Grenzt nicht mein Herz an deins —
Immer färbt dein Blut meine Wangen rot.

Wir wollen uns versöhnen die Nacht,
Wenn wir uns herzen, sterben wir nicht.

Es wird ein großer Stern in meinen Schoß fallen.

Else Lasker-Schüler

Der Todesrausch

Eine Mückenphantasie

Von Paul Scheerbart

„Komm an die Lampe!" schrie selig die kleine Zippa. Ihre Flügel flatterten, und zweihundert Mücken vernahmen den Ruf und folgten der kleinen Zippa — selig — ohne Besinnen.

Bei der Lampe, die von einem grünseidenen Lampenschirm umhüllt war, saß ein alter Mann und aß sein Abendbrot.

Da kam die kleine Zippa mit den zweihundert Mücken — und der Zippa ward ganz toll zu Mut.

„Sterben! Sterben ist doch das Süßeste im Leben! Sterben wollen wir jetzt! Sterben!“

Und alle Mücken schrieen das der Zippa nach.

Mit seligem Gelächter flogen sie gegen den heißen Zylinder, und bald lagen alle zappelnd neben dem Abendbrot des alten Mannes.

Der wollte die Sterbenden schnell töten, damit sie nicht so lange zu leiden hätten.

Aber Zippa rief lachend, während sie sich ihre verbrannten Flügel abscheuerte:

„Laß sein! Wir sterben ja so gern! Das Sterben ist ja so schön!“

Und die sämtlichen sterbenden Mücken schrieen es wieder der Zippa nach.

Und alles lachte — und — starb.

Der alte Mann aß weiter.

Er hatte Hunger.

Drei Stunden

Von Werner Peter Larsen

„Ich komme nicht,“ sagte sie um zwei. Eine Pastorstochter mit glattem Scheitel.

„Warum nicht?“

„Es ist Sünde . . .“

„So.“

Schweigen. —

„Das heißt, ich kann ja auch kommen. Aber Sie dürfen mich nicht küssen.“

„Gut.“

„Wirklich nicht?“

„Wirklich nicht!“

„Dann komme ich.“

Es schlug zwei. Sie hatte Eile und ging. Um vier wollte sie kommen.

Um drei traf ich sie, sie kam vom Bade. Ich wich ihr aus, ich sah sie erröten.

Um vier kam sie. Setzte sich in die Ecke und schwieg. Schlug die Augen nieder. War verlegen.

„Da ist die Fußbank,“ sagte ich. „Man sitzt besser so. Eine schöne Erfindung — Fußbänke.“

„Ja,“ sagte sie. „Eine schöne Erfindung. Ich danke.“

Sie hob den Fuß, raffte das Kleid. Sie hatte frische Unterkleider an, frisch wie Schnee.

Um halb fünf wurde sie müde. Ganz plötzlich. Sie mußte ein wenig ruhen. Ein ganz wenig nur.

Es würde doch auch niemand kommen? Gewiß würde niemand kommen. Wer sollte da kommen?

„Bestimmt nicht?“

„Bestimmt nicht.“

So machte sie sich's bequem.

Um fünf — — — —

Aber das ist schon Nebensache.

Gesicht und Maske

Von Heinrich Pudor

Das Gesicht, losgelöst vom Hinterkopf und Gehirn, stellt den Affekt an sich dar. Die Sentiments et Passions entstehen nicht im Gesicht, aber sie sprechen sich hier am vollkommensten aus. Alles, was wir fühlen und empfinden, was unser Blut treibt und erhitzt, und den Herzschlag beschleunigt, spiegelt sich hier, und wird in den tausend und abertausend Zügen des Gesichtes wiedergestrahlt. Wir können uns beherrschen und Empfindungen verbergen, indem wir unser Gesicht in die gewohnte Form und in den gewohnten Ausdruck zwingen. Aber selbst in diesem Fall nimmt es eben diesen Ausdruck der niedergezwungenen Empfindung an. Und je nach dem Temperament und der Lebhaftigkeit und dem Reichtum des Empfindens wird das Gesicht zu einem Meer der Empfindungswellen. Nichts ist schneller als das Denken und das Empfinden, aber ihnen folgt der Gesichtsausdruck, als ihr Niederschlag. Besonders bei leidenschaftlichen Menschen, die nie die Kunst des Gesichtskomödienspiels gelernt haben.

Vornehmlich im Auge spiegelt sich die leiseste Gefühlserregung wieder. Der Augapfel verändert sich nicht, aber der Blick, die Richtung des Blickes, das Feuer und die Strahlungsfähigkeit des Auges, vor allem aber die Stellung und die Bewegung der Lider, von denen wesentlich der Ausdruck des Auges abhängt. Durch die Wimpern wird der Ausdrucksreichtum der Lider ins Unermessene gesteigert.

Und neben dem Auge ist der Mund der getreuste Spiegel der Gefühle und zugleich das wesentlichste Mittel des Empfindungsausdruckes. Den Lidern entsprechen die Lippen, dem Augapfel die Zähne. Sie bleiben sich gleich, aber je nach der Empfindung öffnet oder schließt sich der Mund. Vielleicht sind die Lippen durch den Bau ihrer Weichteile eines noch lebhafteren und reicheren Ausdruckes fähig, als die Lider. Die Mundwinkel haben eine weit größere Beweglichkeit, als die äußeren Augenwinkel, und dadurch begleiten und verstärken sie den Ausdruck des Mundes.

Zwischen Auge und Mund bildet ein weiteres wichtiges Ausdrucksmittel der Empfindung die Nase. Den Lidern und den Lippen entsprechen die Nasenflügel, während die Nase selbst in gleicher Weise wie Zähne und Augapfel unveränderlich bleibt. Bei phlegmatischen Naturen sind allerdings die Nasenflügel fast starr und erwachen nur im stärksten Affekt zu Leben. Bei leidenschaftlichen, heftigen und feurigen Naturen sind dagegen die Nasenflügel an dem Ausdruck stark beteiligt und vermögen in ähnlicher Weise sich zu öffnen und zusammenzuziehen, sich zu heben und zu krampfen wie die Lippen. Das Volk spricht ja auch von „fliegenden Nüstern“.

Auch das Kinn trägt wesentlich zum Empfindungsausdruck bei, aber als Basis des Gesichtes ist es in seinen Zügen feststehender und wird in seiner Ausdrucksfähigkeit wesentlich durch die Stellung der Kiefer und die Linien des Mundes und der Mundwinkel bestimmt. Eher schon ist die Stirn, die das Gesicht krönt, eines reicheren Ausdruckes fähig. In sich selbst starr, ist sie doch durch die sie umspannenden Muskeln und die Haut befähigt zur Wiederspiegelung dessen, was in der Seele vor sich geht, weil ihr Ausdruck am wenigsten in den Bereich der willkürlichen oder gewaltsamen Veränderung und Verfälschung der wahren Empfindung fällt. Der Ausdruck der Stirn ist zu einem großen Teil unwillkürlich und unabsichtlich; die betreffenden Muskeln stehen in unvollkommenem Konnex mit unserem Bewußtseinszentrum — „es steht dir an der Stirn geschrieben“.

Das Gesicht ist der Spiegel des Affektes. Und das Gesicht, losgelöst von dem Sitz der Vernunft und des Denkens, die Maske. Das Wort Maske ist sehr bezeichnend ursprünglich mit „Hexe“ gleichbedeutend. Die Hexe verkörpert den Affekt, losgelöst von der Vernunft, in gleicher Weise wie die Maske. Will man nun zum Zweck theatralischer Wirkung eine fremde Person und einen fremden Affekt wiedergeben, so bedient man sich der künstlichen Maske. Das Altertum kannte eine tragische, komische oder satirische. Die antiken Masken wurden im Zusammenhang mit den Dionysien, den antiken Passionsspielen, erfunden und je nach den verschiedenen Leidenschaften, die es darzustellen galt, gestaltet. Und weil die Maske den vom Verstandesmäßigen losgelösten Affekt vortäuscht, wurde sie stets zu Karnevalsaufzügen verwendet, zuerst in Venedig seit der Renaissancezeit. Von der Ueberlegung losgelöste Affekte sind ebenfalls Figuren wie Arlequin, Pagliacco, Policinelle, Lelio und Pierrot.

Es ist erklärlich, daß die Kunst, welche es vorzugsweise mit der Darstellung von Empfindungen zu tun hat, stets die Darstellung von Gesichtsmasken in ihr Schaffensgebiet aufnahm. Es sei an die antiken Terrakottenmasken, an die pompejanischen Schreckensmasken, an die römischen Bronzemasken erinnert. Die Gorgone Medusa, die Personifikation des Entsetzens, also des heftigsten Affektes, wurde immer als Maske dargestellt.

In der neueren Kunst zeichnete der große Lionardo oft genug Masken als Trägerinnen des Affektes. Auch Andreas Schlüters Schlußsteine mit Masken sterbender Krieger seien erwähnt.

Die neuste Kunst hat sich erst jüngst wieder und zwar vornehmlich im Kunstgewerbe, der Darstellung von Masken zugewendet. Beliebt ist besonders das Gorgonenhaupt. Die Japaner besonders, mit ihrem außerordentlichen Reichtum der Affekte, haben die Masken bewußt als Bilder der rein für sich bestehenden, von aller Vernunft losgelösten Affekte, der Affekte „an sich“ behandelt.

Gespräche mit Kalypso

Ueber die Musik

Von Alfred Döblin

Zehntes Gespräch

Aufatmen der Verzauberten

Die Luft ist grauschwarz. Vom Meere kommt Rollen, Donnern und ein unaufhörliches Tosen.

Musiker

(Jammernd, läuft über die Klippen.) Kalypso! Kalypso! Hilf mir; sie sind hinter mir her. Hilf mir, Kalypso! (Steigt tiefer.)

Die Vogelmenschen

(In Scharen durcheinander.) Sie ist fort. Sie ist verschwunden aus der Grotte. Die Grotte stürzt ein. O unser Retter ha ha, wir wollen ihn opfern, wollen ihn der Göttin opfern. Er hat sie aufgestachelt. Sie ist unten gewesen. Am Grabe des Olympyers ist sie gewesen. Ich sah sie den Stein abwälzen, ein Qualm. Seine Locken küßte sie, als er sich aufrichtete. Oh er! Der Olympier ist wach. Das Meer kommt. Schlingt alles ein. Wir klirren mit ihnen herunter. (Alle berauscht) Wir dürfen sterben.

Der Alte

(Mit glühenden Augen, still vor sich hin) Wir dürfen sterben.

Letztes Gespräch

Abgesang

(Offenes Meer; schwarzer Himmel. Die Insel ist weggefegt.)

Der Olympier

(Einen weißen Faltenwurf von den breiten eckigen Schultern bis zu den Sandalen, in die Wolken ragend, auf dem Meeresspiegel, gebückt, Erde im Haar, blutige Stirn, die er oft abwischt, grauweiße zusammengeklebte Locken, schwer keuchend; ein pergamentenes, eingefallenes, uraltes Gesicht mit erloschenen Blicken.)

Kalypso

(in ihrem blauschwarzen Gewande mit weißem durchsichtigen Ueberhang, sieht ängstlich zu ihm auf, umschlingt seine Hüften. Sie knirscht die Zähne aufeinander, als eine Welle den Leichnam des Musikers an einer vorragenden Klippe zerschmettert.)

Der junge Gott

(kommt von weitem auf sie zu, riesengroß, hager, struppig blond, sicher, stechende Blicke; ein blitzender Kronreif im Haar; sein schwerer, nachschleppender Mantel purpurrot, vorn mit goldenen Haltespangen.)

Der Olympier

Er konnte mich nicht töten, nur mich vergessen. — Ha, du, du Tiger, du blutiger Räuber, du — Knecht, ich — bin — da, — bin immer da —.

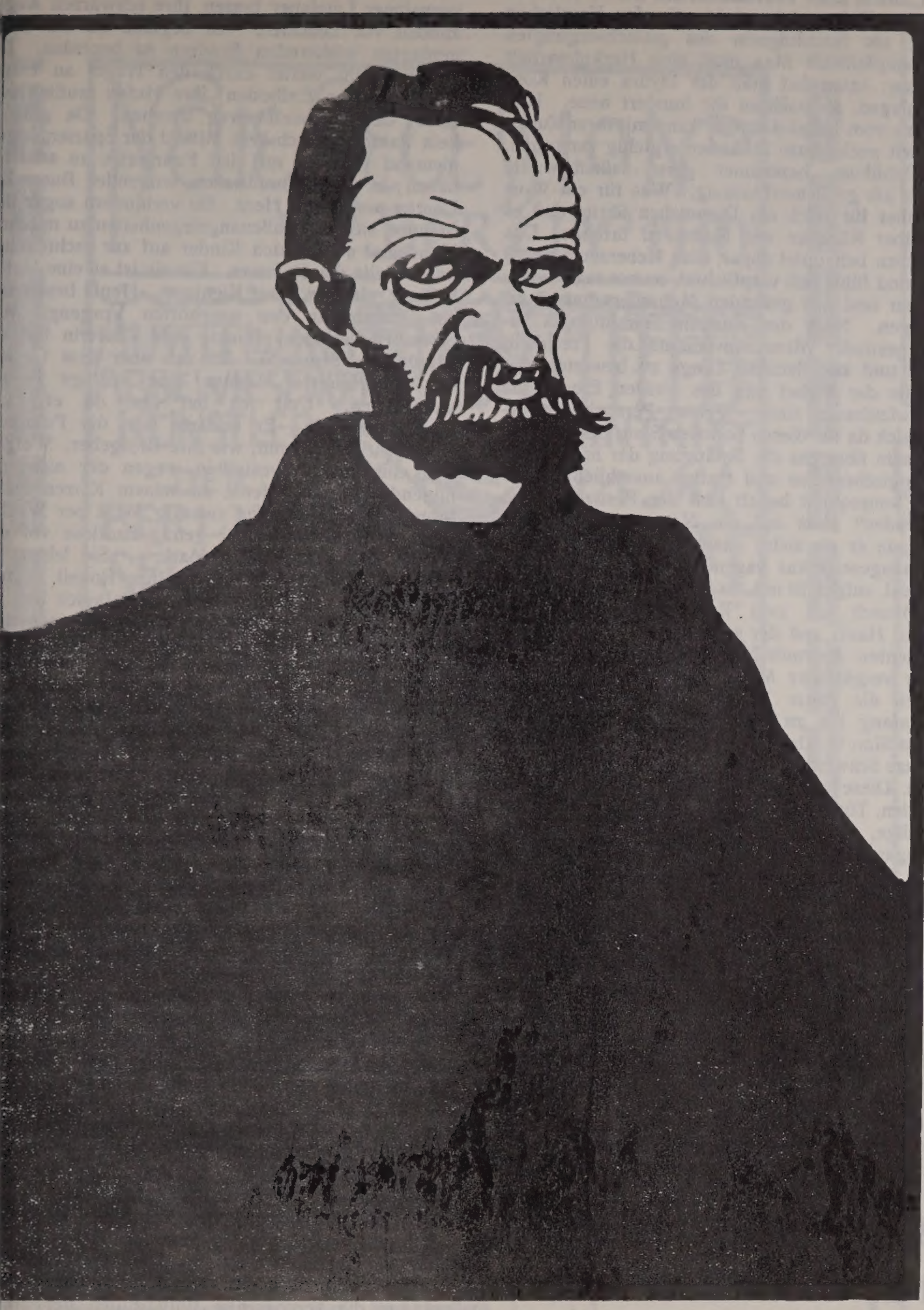
Der junge Gott

(Heiß und bitter) Ich hasse, die mich hassen. Ich meuchle, die mich würgen wollen. (Er schleudert einen rauchenden Berg, den er aus dem Meeresboden ausreißt, gegen die Brust des Olympiers. Der, fast zerschmettert und stürzend, taumelt mit Gebrüll nach vorn, erwürgt mit der linken Hand den jungen Gott, während die Rechte dessen Kopf in den Nacken bricht; der junge Gott gurgelt noch. Beide versinken, während das Meer tosend aufsteigt.)

Kalypso

(Die mit ausgestreckten Armen starr dagestanden hat, richtet sich jäh in dem ungeheuren weißen Toben und Zischen auf. Schreit wie ein Orkan auf, als ihre tauchenden Füße die sinkenden Götterleiber berühren. Ihre Züge verzerren sich. Während sie beide Hände gegen die Brust preßt, wächst sie zusehends höher und höher auf. Ihr ganzer Leib zuckt und krampft sich. Ihr Mund stößt aus ein Hoho, hoh. — (Sie geht mit dröhnendem Geschrei und Gelächter über das tanzende Meer, wiegt sich in den Hüften, singt tief und langgezogen, schlägt sich die Schenkel.)

Ende



chlechte Dichter / III / Gustav Frenssen

rfasser von Jörn Uhl / Hilligenlei

Samuel Fridolin

eben der Brüsseler Ausstellung

n R. Laudon

I

Bei einem natürlichen Haß gegen Museen, Aus-
llungen und ähnliche spanische Stiefel mied ich
Brüssel nach ein paar flüchtigen Besuchen diesen
t einer ungeheuren Arbeit. Eine Weltausstellung
: etwas Peinliches, Ungesundes, wie Volapük,
peranto; man muß alles anerkennen, aber es hilft
hts, es ist sinnlos, völlig überflüssig, Gelehrten-
beit. Brasilien ist gewiß im Reich von immenser
sdehnung; es hat in sich große Wüsteneien und
ößeren Wunsch nach Belebtheit, es ist ein zukunft-
lles, sehr besonderes Land; aber Brüssel gibt
n ihm den Eindruck eines riesigen Kaffeesackes.
.n fällt in Schwermut, wenn man Argentinien
cht und nur Reitstiefel findet. Wir haben alle die
chtigsten Einflüsse erfahren, von dem Rußland
gernjews und des fabelhaft hellsichtigen Dosto-
vski; die Revolution ist in frischer Erinnerung; das
heimliche Land verhaucht auf der Weltausstellung
Pfeifenköpfen und eingelegten Spazierstöcken.
schreite ungeduldig nach dem Abteil der Türkei;
muß ein ganz phantastisches Glück sein, denk'
mir, dort zu leben, jetzt, wo die tiefen Weisheiten
Mohameds von westlichen Zweifeln angefressen werden, wo Asien wehklagend in denselben Bosporus gedrängt wird, in den es bislang liebevoll seine jungen Angreifer versenkt hatte. Wie sonderbare Gedankenmischungen mögen da entstehen, welche appetitliche Fülle von Paradoxen, westöstlichen Tragikomödien. Es beschwert mich nicht mehr, daß ich statt dessen nur Glasperlen und Tabak antreffe. Auf der Reise wiegte ich mich manchmal in dem Gedanken: an Vergnügungen, Späßen und Lüsten wird diese Ausstellung ihresgleichen suchen. In dem kecken Brüssel erbaut, wird sie dem Fremden eine sorgfältige Auswahl einheimischer und ausländischer Vergnügungsart geben; in dieser eleganten lebenslustigen Stadt hat man es längst erkannt, daß Industrie und Handel wertvoll ist, aber nicht minder wichtig, sich ihrer zu bedienen. Was gehen mich die Tänze der Senegalneger an, die Sprünge dressierter Affen? Kein Aufschwung in Handel und Industrie, ohne daß die Menschen bedürftiger, anspruchsvoller, genußsüchtiger geworden wären; man zeige mir nun den Genuß all dieser Gegenstände, man zeige mir die Verwertung dieser Industrien, man belehre mich, mache mich begieriger; weise mir den Boden, aus dem diese Früchte gewachsen sind, und den Mund, der sie essen soll. Es wäre ja ein aberwitziges Mißverständnis, Maschinen über Maschinen zu produzieren, das Nächste und Fernste zugänglich machen, und das Auge erblinden zu lassen, welches dies Fernste sehen soll. Ich komme mir vor wie unter Symbolen und Allegorien, bei denen niemand mehr die Bedeutung weiß. Vor einem einzigen Satz, über den ein Mensch lacht oder erschauert, vor einem kleinen Takt Musik, unter dem sich die Hände falten, wird der Riesenmotor und das Aeroplan zu einer Weitschweifigkeit, einer bureaukratischen Bemühung, zur Trophäe eines exotischen Götzen Vitzlipultzli. Ich werde in Brüssel, so träume ich, alles sehen: den Wein, seine Bereitung, seine Aufnahme seine Wirkungen; ich werde viele, mannigfaltige Weine sehen. — Ich sah zwei Lunaparks auf einem Terrain, — woran man die Weltausstellung erkennt, — bemalte Indianer tanzten zahm in einem Buffalo-Bill-Cirkus, das Volk kreischte auf einigen Rutschbahnen; für zehn Centimes konnte jedermann das durchaus kleinste Pferd der Welt sehen. Kneipen, Karussel, Jahrmarkt: Dorf, Dorf, Dorf — — eine „Weltausstellung"! Schweig still mein trotzges Herz! — Aber überall, in der Ausstellung, in den Eisenbahnzügen, in den Städten scholl das Lob Deutschlands. Wir haben eine „Ausstellung komplett" geliefert. Neben den prächtig aufragenden Bauten der anderen Staaten lagert platt ein breites, vollgefressenes Tier, die deutsche Abteilung, formlos, stumm, mit einem gutmütigen Spott die Nachbarn betrachtend. Niedrige Hallen; tritt man ein, so weiß man schon die Formel dieser Abteilung: sie hat's in sich: gediegen. Auch der Deutsche fühlt sich gefesselt; ein Berliner neben mir grinste vergnügt mit den Worten: „Uns kann keener." Er trug zwei unglaublich klobige Stiefel, sogenannte Quadratlatschen, und Wadenhosen; er bot das vollendete Bild eines Weltreisenden, dessen Bekanntschaft bereichert. Die Deutschen, das unterliegt keinem Zweifel, haben mit dieser Ausstellung ihren Ruf im Ausland großartig vermehrt; und das Staunen über ihre Leistungsfähigkeit wird ins Immense wachsen. Ich sah einen würdeübersättigten Sitzungssaal für Karlsruhe, ein mystisches Trauzimmer, goutierte die Finessen unserer Präzisionsmechanik, — Leitz und Zeiß sind ganz vorbildlich; die belgischen Institute beziehen aus England nur noch die Stative für die deutschen Instrumente, — schwelgte im dem Augentrost von Werken der Lithographie. Beim Verlassen der überreichen Pavillons drängte mir der Stolz den heroischen Gedanken an die Dinge auf, die ich hier nicht sah und nicht sehen konnte: an unsere Musik, unsere Philosophie und Medizin; ein patriotisches Freudegefühl war unabwendbar und vollkommen. —

Draußen in den Gärten erwischte ich nach halbstündiger Wanderung einen Platz, wo nur drei Kapellen zu gleicher Zeit zu hören waren. Uebrigens will ich bei der Gelegenheit nicht eine Beobachtung unterschlagen, die ich auch in den Berliner „Zelten" öfter gemacht habe: minderwertige Musikschmarren werden momentan geistreich, wenn sie zu dreien bis fünfen gleichzeitig gespielt werden; eine Beobachtung, die, so interessant sie ist, doch für Deutschland etwas Neues bedeutet, da bei uns nur Richard Strauß sie beim Anrichten seiner musikalischen Quetschkartoffeln verwertet. — Eine fabelhaft moderne junge Dame setzte sich bald neben mich; sie trug einen Miniaturfederhut und spielte vielversprechend mit ihrem Sonnenschirm; alle Engel meiner Heimat sangen in mir auf, als die Jungfrau auf meinen höflichen Gruß entgegnete: „Det quatsche Französisch kannste dir schenken; wir haben uns doch ooch sonst janz jut verstanden." — Ich erhob mich mit ihr, völlig hingerissen von deutscher Art.

Louis Foulda

Der Berliner Lokal-Anzeiger will's nicht begreifen. Noch immer hält er Herrn Ludwig Fulda für einen Dichter, sogar für einen sympathischen und erteilt ihm den ernstgemeinten Rat, nach Frankreich zu ziehen und statt über Molière und Rostand Vorträge über den „deutschen Dichter Ludwig Fulda" zu halten. Niemals hätte ich's mir so schwer vorgestellt, den Berliner Lokal-Anzeiger darüber aufzuklären, daß es in puncto „Dichten" mit dem Reimen nicht getan ist. Daß Ludwig der Reimer einmal für den Schillerpreis in Vorschlag gebracht wurde, beweist doch genug gegen die

dichterische Begabung. Denn gegenüber dem Jammerstück „Talisman“ werden ja selbst Herrn Rostands Dramen zu Meisterwerken. Aber der Lokal-Anzeiger will, daß Ludwig Fulda, den man ad hoc schnell zum „Vortragsmeister“ ernennt (endlich ein Nachfolger für Strakosch!), durch die Vorlesung seiner Stücke deutsche Kultur nach Frankreich bringt. Der Lokal-Anzeiger möge sich aber merken, daß man uns in Paris vor allen Dingen im Kitsch überlegen ist. Auch in Frankreich dichten die Angestellten der Bonbonfabriken, auch in Paris kommen die Rostands in die Akadémie Française. Aber ihre Bonbons schmecken besser als die deutschen. In Frankreich ist man so galant, den Schund zu parfümieren. Er riecht wenigstens gut. In Deutschland verlangt der Lokal-Anzeiger und die gesamte literaturbeherrschende Zeitungsclique, daß der üble Geruch Fuldascher Reimereien für den echten Duft der deutschen Poesie gehalten werde.

Bleibt Fulda nichts übrig, als in Paris seine Molière-Uebersetzungen vorzulesen. Die Comédie Française kann was lernen. Jules Clarétie wird ihn zum Vortragsmeister ernennen, da jeder seiner frisch vom Conservatoire übernommenen einige hundert deutsche Acteurs (will sagen: Brummer, Grunzer, Knurrer) beschämt. In einer Matinée wird Herr Louis Foulda seine gesammelten Molière-Uebersetzungen vorlesen, nachdem er zuvor einen Eid geschworen hat, daß es auch ganz gewiß Molière ist. Dann wird ein Dolmetscher die Fuldaschen Confitüren ins Französische übersetzen. Und man wird in Frankreich staunen, was für ein zuckersüßes, sauberes und adrettes Kerlchen dieser Molière war.

Bimini

Der Schwindel mit der Kunst

Berlin besitzt ein „Zentralorgan für die Reichshauptstadt“. Diesen stolzen und nicht genügend beachteten Untertitel führt der Berliner Lokal-Anzeiger. Eine annähernd vorbildlich redigierte Zeitung. Ganz ohne Scherz. Denn die Herren, die sich seine Mitarbeiter nennen dürfen, haben Gotseidank keine Ansichten. Der größte Vorzug, den man einer Zeitung nachsagen kann. Es ist für Politik, Wissenschaft und Kunst interesselos, was irgend ein Mitbürger darüber denkt, auch wenn er sich in der glücklichen Lage befindet, seine Gehirntätigkeit gegen Honorierung veröffentlichen zu können. Aber auch August Scherl wird ehrgeizig. Er richtete vor nicht zu langer Zeit eine Rubrik ein, die den sympathischen Titel „Wovon man spricht“ führt, und leider Ansichten preisgibt, die zur Volksverdummung das ihrige tun. Doch auch hiermit begnügte sich der Ehrgeiz des plötzlich meinungslüsternen Verleger nicht. Er wandte seinen Sinn den bildenden Künsten zu. Mit seiner Hilfe glückte es bekanntlich, die äußerst wertvolle Tätigkeit des Herrn von Tschudi zu unterdrücken. Dieser Sieg spornt ihn offenbar zu neuen Untaten an. Und während er früher sich der Hilfe eines angeblichen Deutsch-Amerikaners bediente, der sich über die neuen Kunstzustände in Berlin nicht fassen konnte, schickt er jetzt eine schlechte Romanschriftstellerin ins Feld, die die Provinzialen über die Sezession aufklären soll. („Briefe einer Provinzialin aus Berlin“). Diese Dame hat Talent, ich möchte sie der Vossischen Zeitung als Nachfolgerin des pietschvergnügten Herrn empfehlen. Man muß eine Herkulesarbeit verrichten; kaum hat man der Hydra einen Kopf abgeschlagen, so wachsen ihr hundert neue. Und die Dame vom Lokal-Anzeiger kann mit ihrer Kunstdummheit noch ganze Millionen ergiebig versorgen. Das Publikum bezeichnet gern selbstbewußte Künstler als größenwahnsinnig. Was für ein Wort bleibt aber für solch ein Dummchen übrig, daß es wagt, über Künstler wie Manet zu urteilen. Das Dummchen behauptet sogar, eine Ueberzeugung zu haben, und fühlt sich verpflichtet, immer mal wieder die Natur und den gesunden Menschenverstand zu verteidigen. Nach der neueren Terminologie bedeutet gesunder Menschenverstand die Frechheit, geistige und künstlerische Dinge zu bewerten, die mit Hilfe der Fiebel und des kleinen Einmaleins nicht aufzufassen sind. Welche Perspektiven eröffnen sich da für diesen sechsten Sinn, dessen Vorhandensein übrigens die Betätigung der natürlichen Sinne logischerweise und restlos ausschließt. Und ebenso konsequent beruft sich der Besitzer dieses „Verstandes“ stets auf die Natur. Nämlich die Natur, wie er sie sieht, unsinnliche Vorstellungen, zusammengesetzt aus vagen Begriffen von Schönheit, Ideal, aufgefaßt mit der Weisheit der Tatsachen (der Mensch hat zwei Beine und weiße oder schwarze Haut) und der staunenden Welt im Gouvernantenton übermittelt: „Und ich sagte Ihnen, daß ihr vergötterter Manet gar kein Historienbild sei, weil die ganze Historie darauf erlogen sei, von Anfang bis zu Ende.“ Da haben wir den sechsten Sinn in Klammern hoch zwei. Ueberhaupt: der ganze Schwindel mit der Kunst ist erstunken und erlogen. Diese frechen Hochstapler denken etwas aus in Worten, Tönen, Farben und das soll der gebildete anständige, ehrliche Mann sich ansehen, anhören und sogar Geld dafür ausgeben. Auf, Mitbürger, kämpft gegen die Lüge, alias Phantasie, ins Gefängnis mit den Betrügern alias Künstlern. Die Provinz bietet Euch durch das Dummchen vom Lokal-Anzeiger die schwesterliche Hand gegen Berlin. Gegen die Stadt, mit rüden Einwohnern, die sich sogar einen Herrn Manet bieten lassen, der falsche Historien malt! Das ist das Ende.

August Scherl hat das seinige getan. Am 27. Juli 1910. Jetzt muß sich alles, alles total wenden. Ein leiser Trost bleibt. Wer durchaus nicht vom Kunsthumbug lassen kann, dem empfiehlt der Lokal-Anzeiger die große Kunstausstellung. Ein Diplomatenstück: wer diesem hinterlistigen Rat folgt, ist definitiv vom Wahne geheilt. Denn Langeweile wirkt selbst bei Paranoia Wunder.

Trust

Am Kurfürstendamm

Was mich im vorigen Winter traurig machte

Blumen werden bald blühen an beiden Seiten des Reitwegs am Kurfürstendamm. Wenn die lieblichen Reiterinnen an all dem Duft vorbeigaloppieren werden, dann ist es zu spät, ihnen zu sagen, daß die buntlachende Allee gesprengt wurde mit Schweiß und Blut Peitschender und Gepeitschter. Die Pferde vornehmer Landauer tanzen, ihre schwarzen Augen zünden vor Leuchten. Ich beginne sie mit ihren geplagten wiehernden Brüdern zu beneiden. Die können nicht weiter durch den Hügel an Hügel aufgeworfenen Erdboden; ihre Hufen mußten sich selbst den Schmerzensweg bereiten. Da gibt es kein Pardon! Auch kein Mitleid der Spaziergänger, niemand will was mit den Fuhrleuten zu schaffen haben; in den neumodischen, wogenden Busen der Damen pocht kein Herz. Sie verhindern sogar ihre Männer, sich in Straßenangelegenheiten zu mischen. Manchmal stellen sich Kinder auf zur rechten und linken Seite des Dammes. Für sie ist es eine Unterhaltung, ein wirklicher Kientopp. Heute besah sich ein Schutzmann den unerhörten Vorgang. Aus einem Bäckerladen schickte eine Käuferin für die Pferde alte Semmeln. Ich sah über dem Gesicht des uniformierten Mannes eine kräftige Freude marschieren. Und ich bat ihn, ob er nicht eingreifen wolle. Er erklärte mir, die Fuhrleute sind nicht so schlimm, wie ihre Brotgeber. Weigert sich einer der Angestellten wegen der nicht genügenden Anzahl Pferde an seinem Karren loszufahren, verliert er seine zwanzig Mark per Woche. „Da lauern schon immer genug Brotlose vor der Türe.“ Für die zwanzig Mark. — Sie leben, sie peitschen, sie fluchen dafür. Ihre Roheit besteht das Examen. „Dämlich Vieh, windelweich hau ick dir, faulet Luder!“ Die Wut rinnt den Unmenschen über die Backen, den entblößten Hals hinab. Die Rücken der Tiere bluten vor Hieben. Wie sollen sie es anders machen? verteidigt sie der Schutzmann. Denn es dauern ihm die Treiber ebenso wie die Pferde. Die Treiber, die nur zwanzig Mark verdienen pro Woche und sich so plagen müssen mit dem Vieh. „Es ist doch mal Vieh, es ist doch zum Ziehen da!“ Ein paar Bürger stimmen ein in den bequemen Sang. Röhren sollen gelegt werden zum Ablauf des Wassers. Die Blumen, die bald auf beiden Seiten der Allee wachsen, müssen bewässert werden. Gibt es denn keine Maschinen, die die Erde schließlich aufwälzen können? meint ein sechsjähriger kleiner altkluger Ingenieur. Er hält auch eine Maschine im kleinen aus einem Spielwarengeschäft in der Hand. Die Männer toben. Wilde Australneger sind Engel dagegen mit ihrem Schlachtgeschrei. Ich aber fühle ebenfalls die schwere Schuld, die die Besitzer dieser Fuhrunternehmen treffen. Vorwurfsvoll schielen seine Knechte über die gefräßigen Pferde auf uns: Sie hätten selbst Hunger. Endlich aber entschließen sie sich, nach all den vergeblichen Peitschenhieben, die Pferde umzuspannen. Zu sechsen geht es doch besser über die holprige Strecke. „Ich hab das gleich gedacht“, gesteht der Schutzmann. „Aber sagen Sie mal was zu den Leuten!“ Wenn die lieblichen Reiterinnen im Sommer auf ihren verwöhnten Schimmeln durch die Allee des Kurfürstendamms reiten, wird der Geranium zu ihren Seiten rot wie die vergossenen Blutstropfen der armen Pferde blühen. Sie hatten alle traurige Augen und ließen die Köpfe hängen.

Else Lasker-Schüler

Verantwortlich für die Schriftleitung:
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE



 Verantwortl. f. d. Anzeigenteil: A. Bots / Verlag Der Sturm Berlin Halensee Geschäftsstelle und Anzeigen-Annahme: Berlin W. 35 / Druck v. Hans Walter, Berlin S